

Erich-Loest-Preisverleihung 2025

Laudatio von Dr. Julia Encke

Leitung Feuilleton der

Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung

24. Februar 2025, Mediocampus Villa Ida in Leipzig

Es gilt das gesprochene Wort.

Sehr geehrter Herr Dr. Langenfeld,

liebe Jury,

sehr geehrte Damen und Herren,

liebe Ronya,

Kurz vor Weihnachten, am 21. Dezember 2024, bekam ich eine Whatsapp-Nachricht von Ronya Othmann. Das Regime von Assad war in Syrien gerade gefallen. Und während die Nachrichten und Bilder von der Öffnung der Foltergefängnisse und den Feiern auf der Straße in Damaskus um die Welt gingen, wollte die Schriftstellerin vor allem eines: Sie wollte selbst nach Syrien fahren und mit eigenen Augen sehen, was dort, vor Kurzem noch unvorstellbar, vor sich ging. Sie wollte mit den Menschen sprechen - und sich nicht auf unsichere Quellen oder Social Media-Posts verlassen müssen: „Gerade scheint es in Damaskus und Umgebung halbwegs stabil zu sein“, schrieb sie mir. „Die Islamisten wollen anerkannt werden, gleichzeitig gibt es Proteste für ein säkulares, demokratisches Syrien. Jetzt wäre ein guter Zeitpunkt, reinzugehen. Ich habe mit meinem Vater gesprochen, er würde mich begleiten, in den Weihnachtsferien. Wenn, dann würden wir über unsere Kontakte fahren, was auch das Risiko einer Entführung senkt. Ich denke an eine Reportage. Spannend fände ich, nach den Minderheiten zu schauen, Christen und Drusen in Suweida, Kurden, und wie die Islamisten mit dem alten Regime umgehen. Können wir mal sprechen?“ Und so fuhr Ronya Othmann, während wir alle Weihnachten feierten, mit ihrem Vater in das von Assad befreite Syrien.

Es war nicht das erste Mal, dass die beiden zusammen unterwegs waren. Othmann wurde 1993 in München geboren, als Tochter einer Deutschen und eines jesidischen Kurden, der als politischer Flüchtling von der syrischen Seite der Grenze nach Deutschland gekommen – und seitdem nicht mehr in Syrien gewesen war. Sie hat hier in Leipzig am Literaturinstitut studiert, den Roman „Die Sommer“ geschrieben, den Lyrikband „Verbrechen“ veröffentlicht und Kolumnen geschrieben, für die „taz“ und inzwischen, vielbeachtet, für das Feuilleton der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“.

Und für „Vierundsiebzig“, den Roman, für den sie im vergangenen Jahr bereits für den Deutschen Buchpreis nominiert war und für den Ronya Othmann heute Abend mit dem Erich-Loest-Preis 2025 ausgezeichnet wird, wurde sie bei ihren Recherchereisen für ihre atemberaubende literarische Reportage durch die kurdischen Autonomiegebiete im Irak auch schon von ihrem Vater begleitet. Mehr als einmal – das kann man im Roman nachlesen – kam es vor allem an Checkpoints zu Situationen, bei denen der Vater, der neben Kurdisch und Deutsch auch Arabisch spricht, ihr eine Stütze war und mögliche Gefahren einschätzen konnte. Ronya Othmann erzählt in „Vierundsiebzig“ auch eine Vater-Tochter-Geschichte, wie man sie – das hat die Literaturkritikerin Marianna Lieder zuerst gefeiert – in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur sonst kaum findet. Und die nicht etwa nur eine Geschichte der Dankbarkeit ist, sondern auch eine, in der es um Deutungshoheit geht, was die Familie betrifft, und um die Ambivalenz in Bezug auf die jesidische Identität: „Ich bin es“, schreibt Ronya Othmann, und ich bin es nicht. Ich hänge in dieser Geschichte, oder diese Geschichte hängt an mir.“

Der Drang, es selbst genau wissen und sehen zu wollen, zur Augenzeugin zu werden und literarisch Zeugnis abzuliefern, zeichnet Ronya Othmann wie keine deutsche Schriftstellerin ihrer Generation aus. Der Drang ist so groß, dass er die Angst verdrängt, die sie von ihren Reisen abhalten könnte. Die Schriftstellerin hat einen klaren Blick für die Risiken, die sie mit ihren Recherchereisen eingeht. Dass sie sie eingehen will, scheint für sie außer Frage zu stehen. Dabei hat sie durchaus nicht nur positive Erfahrungen gemacht, was auch damit zu tun hat, dass sie im Kampf gegen Ideologisierung in ihren Texten politisch sowohl nach rechts als auch nach links austeilt. Sie ist da, wo „Islamkritik“ als Vorwand für Fremdenfeindlichkeit instrumentalisiert wird, genauso zur Stelle wie dort, wo man Islamismus als „Teil des antikolonialen Widerstands“ relativiert und verharmlost.

Als die Autorin im Februar 2024 in Pakistan ankam, wohin sie vom Goethe Institut und vom Karachi Literature Festival eingeladen worden war, um aus ihrem Roman „Die Sommer“ und ihren Gedichten zu lesen, wurde sie mit einem offenen Brief empfangen, in dem pakistanische Feministinnen und Aktivisten sie diffamierten und mit Konsequenzen drohten, sollte Othmann auf dem Festival auftreten. Othmann sei eine in Deutschland ansässige Schriftstellerin, die „zionistische und islamfeindliche Positionen“ vertrete und an Diskussionen teilgenommen habe, die darauf abzielten, „pro-palästinensische Proteste in Deutschland als antisemitisch und islamistisch zu diskreditieren“. Zudem sei sie eine Kritikerin des BDS. Othmann musste daraufhin aus Sicherheitsgründen das Hotel wechseln. Das Festival sagte ihren Auftritt ab, ohne mit der Autorin zu sprechen. In den pakistanischen Medien wurde der offene Brief aufgegriffen, in den sozialen Medien Hetze verbreitet, so dass die Autorin aus Sorge, die verbalen Attacken könnten in Gewalt umschlagen, das Land verlassen musste. Aber das hält sie nicht davon ab, immer wieder neu loszufahren.

In „Vierundsiebzig“, dem Roman, für den sie heute Abend ausgezeichnet wird, geht es um den 3. August 2014. Um jenen Tag, an dem die Terrormiliz „Islamischer Staat“ im Nordirak tausende Jesiden bestialisch ermordete, Tausende vergewaltigte und entführte, ganze Dörfer dem Erdboden gleichmachte. Hunderttausende entkamen diesem Schicksal nur durch Flucht. Die Zahl „Vierundziebzig“, die dem Roman den Titel gegeben hat, leitet sich aus der Zählung der Massaker ab, denen die Religionsgemeinschaft der Jesiden seit der Zeit des Osmanischen Reichs ausgesetzt waren, weil sie Jesiden waren. Begonnen hat der „Ferman 74“ am 3. August 2014 mit dem Überfall fanatischer Anhänger des Islamischen Staats auf das Dorf Kotscho.

„Roman“ steht auf dem Buchcover von „Vierundsiebzig“. Aber ist es wirklich ein Roman? Ronya Othmann nähert sich der kaum zu ertragenden Realität des Genozids ohne Fiktionalisierung. Sie besucht die Orte der Massaker, fährt an die Frontlinien, geht in die Flüchtlingscamps, die Gedenkstätten. Sie erspart sich und sie erspart uns nichts. Sie interviewt die Zeugen, lässt Verwandte und Bekannte, die dem IS nur knapp entfliehen konnten, zu Wort kommen. Sie wird zur Dokumentaristin und verbindet dabei alle Textformen miteinander: Reportage, Gesprächsprotokoll und Reisebericht. Und sie ordnet durch essayistische, historische und autobiographische Einschübe ein, schafft Kontexte und Erklärungen. Vor allem aber zieht sie eine Metaebene in ihr Werk ein, ein Sprechen und Schreiben über das, was sie sieht und beobachtet. Es ist diese Ebene, die ihr Werk zu großer Literatur macht.

Denn durch die unaufhörliche Reflexion der Sprache, durch die Frage also nicht nur nach dem, was geschehen ist, sondern, gleichgeordnet, danach, wie sich darüber etwas sagen lässt, wird „Vierundsiebzig“ zum literarischen Projekt. Wie lässt sich für die unaussprechliche Gewalt des IS eine Sprache finden, fragt Ronya Othmann immer wieder und baut diese Fragen – als Selbstbefragungen – in die Erzählung selbst ein: „Hier kann es keinen fertigen Text geben, keine Entwicklung bis zur Katharsis, keine Erkenntnis, keine Figuren, keinen Plot“, heißt es da. „Ich nehme mir vor, die Stücke zusammzusetzen, das falsche Wort durch ein weniger falsches zu ersetzen. Schreiben ist vielleicht Aufbauarbeit, aber vielleicht ist auch das eine Illusion.“ Oder: „Was ich schreibe, hat keine Ordnung. Worte, Sätze, die abbrechen, im Nichts verlaufen... Ich habe keine Sprache.“ Sie hört die Geschichte einer Frau, der man ihr Kind, kein Jahr alt, zum Essen vorgesetzt hat. Sie notiert: „Ich sitze und schreibe.“

Während ihrer Reise durch Syrien schickte Ronya Othmann mir jeden Tag Fotos: Von einer Konferenz zur Zukunft der Kurden. Aus Sednaya, dem Foltergefängnis, wo sie drinnen die aufgerissenen Schubläden fotografiert, auf dem Boden in Pfützen liegende Dokumente. „Es wird keine Aufarbeitung geben!“, schreibt sie. „Ich hätte mir die Taschen vollstopfen können.“ Aus Raqqa und Aleppo. Sie fotografiert Kinder, die einen alten Assad-Panzer auseinandernehmen, um die Einzelteile zu verkaufen. Sie findet den letzten von zehn Juden in Damaskus. Oder schickt die Nachricht: „Jetzt fährt uns der 11-jährige Sohn einer Familie in Salamiya mit dem Auto in ein Hotel!“ Panik-Emoji. Nächste Nachricht: „Er ist 14, ich habe nochmal nachgefragt.“ Nächste Nachricht: „Aber er fährt seit zwei Jahren, sagt er.“ Das ist, nicht zu vergessen, der Humor von Ronya Othmann. Am Freitag, den 3. Januar schreibt sie: „Sind gerade am Grenzübergang und erfahren, dass mein Vater gesucht wird.“ – „Was?“- „Vom alten Regime. Steht noch im Computer. Hat aber keine Gültigkeit mehr.“ Schwitzemoji.

Sie kommt aus Syrien zurück nach Berlin und schreibt eine Reportage über ihre Reise. Aber sie hat so viel Material, dass ich vermute (ich würde sie das tatsächlich nicht fragen), dass sie längst ein neues literarisches Projekt hat. Und immer mehr Material anhäuft. Als Augenzeugin, die für das, was sie sieht, eine Sprache sucht und von dieser Suche erzählt.

Erich Loest, dem zu Ehren wir heute hier zusammengekommen sind, war – wie haben es in den einleitenden Worten von Herrn Langenfeld gehört – ein Dokumentarist und ein Mahner. Ronya Othmann ist es auch: eine Dokumentaristin und eine Mahnerin.

Liebe Ronya, ich gratuliere Dir sehr herzlich zum Erich-Loest-Preis 2025.